

Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 2 (1909)
Heft: 9

Artikel: Paul
Autor: Clemenceau, Georges
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-406060>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

von den beiden anderen wohl der Verräter sei, der alles, was sie untereinander getan und gesprochen haben, oben-
drein noch aufgebauet, weiter tragen werde.

Was ist ihre Gedankenwelt? Der religiöse Glaube ist, wie bei allen Halbgebildeten, nur in engen Rahmen ent-
wickelt. Er hängt am Formelwerk, und es fehlt ihm jede
Bewertung. Das Weib ist dem spanischen Priester eine
Feindin, die er fürchtet, oder höchstens das Instrument sei-
ner Gelüste und das Mittel, zu Einfluß und Geld zu kom-
men. Das Familienleben erscheint ihm eine halbwegs im-
moralischen Einrichtung, das Staatswesen ein fegisches
Babel, das nur gegen Gott und die Kirche geschaffen ist.
Die Politiker werden allenfalls noch als Nachhaber ein-
geschätzt, soweit sie ihren Einfluß zugunsten der Geistlichen
verwenden können. Die ganze Welt ist etwas Nebelhafes
und Chaotisches und im Grunde Verderbtes. Die Kirche ist
die Herrschaft, oder besser gesagt, der Papst allein ist es, die
Sejanten und die Bischöfe sind es. Der Fromme ist nichts
als kein anderer Zweck als Geld zu beschaffen. Die
sozialpolitischen Anschauungen des spanischen Klerus la-
sen sich in die Worte zusammenfassen: „Dem Volk etwas Brot
und viel Krug. Glückliche und Unglückliche und unver-
meidbare Uebel gibt es und muß es geben.“ Mit der Zeit
sieht sich der intelligente Priester bald enttäuscht. Er liebt,
beobachtet und lernt, — auf Kosten seines Glaubens. In
seinen Ideen vollzieht sich ein Wandel, aber er dient nur
ihm allein. Er muß sich hüten, sein Innerstes aufzudecken,
denn im Priesteramt wird er seinen Freund finden, der ihn
verstehen will.

Der spanische Klerus läßt sich einteilen in Männer des
Glaubens, deren Zahl gering ist, die zumeist nicht stark im
Geiste sind oder noch neu in ihrem Beruf. Ferner in Männer
eines Zwitterglaubens, die zwar nicht gläubig sind, aber
auch nicht vom Glauben lassen wollen. Der Abfall der
Klerikalen ruft in ihnen Entsetzen und, und doch sind auch
sie Abtrünnige, die sich nur noch an eine barge Doktrin hal-
ten, die sie sich selbst gebildet haben. Man kann sie vor den
Altar treten lassen, während sie noch den Luft der letzten
weiblichen Verführung an sich tragen. Noch in der Sakristei
verleumden sie den Nächsten oder schmieden Mordpläne.
Aber um nichts in der Welt würden sie vor der Messe einen
Schluck Wasser nehmen. — Zuletzt die Männer ohne Glauben.
Das ist die Mehrzahl des hohen Klerus, von dem die
einen Atheisten, die anderen bloße Skeptiker, die übrigen
im besten Falle christliche Deisten sind. Diese frühzeitig
getroffen von der Messe und lassen ihren Beruf überhaupt
lediglich als Erwerbsmittel auf.

Im geistlichen Stande ist das gemeinsame Leben und
unerlaubter Umgang mit einer Frauensperson keine Sel-
tenheit. Ja, es wird der als feuch und tugendhaft geprie-
sen, der mit einem Weibe alleine lebt und ihr die Treue hält
und für die etwa aus dem Bunde hervorgehenden Kinder
wenigstens als ihr angeblicher Vaters und Nichten sorgt.
Solch moralischer Wandel ist nicht allgemein. Das Ge-
wöhnliche ist das Verhältnis zur Venus der Straße, die
Liebschaft mit dem schönen Weibchen, die Eroberung der
Chefrau, der liebenswürdigen Witwen und Maiten. Die
Priestermoral spiegelt sich in dem Sakristeier: „Mor-
gens Priester, mittags Jesuhammer und nachts Ehegatte.“

Kindsmord und Abtreibung sind an der Tagesordnung.
Auch fehlt es sonst nicht an wider natürlichen Vorkommis-
sen. Vor sieben Jahren wurde in der Diözese Jaen ein
Geistlicher zum Tode verurteilt und hingerichtet, weil er im
Einkerkeln mit seiner Mutter, mit der er geschlechtliche
Beziehungen unterhielt, seinen eigenen Vater ermordet
hätte. Seitdem die Sejanten und die Fräulein an der Ver-
schaffung sind, hat auch der gleichgeschlechtliche Verkehr im Kle-
rus erschreckend an Verbreitung zugenommen und tritt fast
mit derselben Offenheit zutage wie bei der Geistesfreiheit

Paul.

Von Georges Clemenceau.)

Es war ein Vagabund, ein Missetäter, von fünf oder
sechs Jahren, der da auf einem Kirchhofen schlief und
des Verbrechens verdächtigt und überführt war, an unbe-
kannten Ort von unbekannten Eltern geboren zu sein.

Es gibt Kinder, die in Privatwillen in den Champs
Élysées zur Welt kommen. Sie haben da nur in Frieden
zu leben. Der brave Schutzmann hält, seine Kunde machend,
Tag und Nacht gute Wacht über sie.

Andere erblicken das Licht der Welt in bürgerlichen
Häusern, in Läden, auf Nachtgütern. Gegen sie ist nichts
zu sagen.

Viele aber drängen sich ins Dasein in Dachkammern,
in wackeligen Schuppen, in verdächtigen Verstecken, in
Zirkuswagen oder am Rande eines Grabens. Diese müssen
im Auge behalten werden, da sie durchaus fähig sind, selbst,
bevor sie das Alter der Vernunft erreicht haben, die Ruhe
der anderen zu stören. Man sieht sie vermahrt umher-
streifen, unter die Räder geraten, in der Tiefe des Wassers
ihre letzte Zuflucht nehmen, immer auf der Suche nach dem,
woran sie Mangel leiden und zu essen verlangen, sobald sie
Hungern haben, was eine vom Gesetz untersagte Bettelhaftig-
keit ist. Geraten sie in Lebensgefahr, so erhebt man den
Anspruch, sie zu retten. Doch wenn sie leben wollen? . . .
Nicht weiter! Wie verwickelt ist doch das Gesetz!

Unfähig, sich darin zurechtzufinden, und dunkel begrei-
fend, daß eine höhere Gewalt gegen ihn sei, hatte unser zu-
kunftiger Landstreicher beschloffen, sich auf einen Wirtshausen
schlafen zu legen. Um ihn herum schmolz der Schnee, durch-
drangte seine zerfetzten Lumpen, entzog dem elenden, erstarr-
ten Körper die geringe Spur von Wärme und bereitete all-
gemach diesen kümmerlichen Ueberrest schmerzlichen Lebens
auf den großen Frieden der völligen Empfindungslosigkeit
vor. Die Augen halb geschlossen, das Gesicht verfinstert,
die Lippen blaurot, die kleinen Hände blutig, kehrte sich das
dem Leben kaum erschlossene Wesen wieder vom Leben ab.
Eine trübsame Tragödie, an der die Fußgänger gleichgültig
vorüberhasteten.

Indes, die Polizei wachte. Die öffentliche Ordnung
fordert, daß die, welche frieren, nach Herzenslust vom Gut-
ten erheitert werden, daß die, welche nichts zu essen haben,
sich ohne Karm in Hungerkrämpfen winden und daß die-
jenigen, welche willens sind, aus solchem Anlaß zu sterben,
den Glücklichen dieser Welt nicht durch ihre letzten Zuden-
gen lästig fallen.

Das Gefängnis oder das Krankenhaus, der Demon-
strationsort des Sörasales und das Leichenhaus bieten in
Erfindungslosigkeit für alle göttlichen Räume. Die Straße
weist das obdunkelte Gesicht zurück. Es ist verboten, das
seinen Lebensunterhalt zu erbetteln, verboten, das zu sterben.

*) Uebersetzt von Elsa Sigall.

Roms. Die Kirche drückt dem gegenüber ein Auge zu und
zeigt sich viel aufmunternd gegen diese Verirrung, als wenn
es sich einmal um eine nicht zu vermeintliche, allem kan-
daliß Liebesaffäre zwischen einem Priester und einem Weib
handelt.

Die Simonie ist das Mittel, um zu einer besseren Stel-
lung zu gelangen. Von der Bischofsstühle und dem Kar-
dinalshut bis zu den niedrigsten Ventilen ist alles zu kaufen.
Gibt die Verleihung einer Priester in einzelnen Fällen
von irgend einem Wettbewerb ab, so ist es auf dem Wege
der Beeinflussung durch Geld meist vor dem Gamen schon
in festen Händen. Hat der kirchliche Obere die Stellung zu
vergeben, so nimmt er dafür, was er kriegen kann, Geld,
Dienst und Geschenke oder er nimmt auf Empfehlung
von seinen solchen Leute Rücksicht, denen er auf gleiche Weise
zu Dank verpflichtet worden. Es ist so allgemeiner Brauch.
Die Schlafzimmer der intimen Freundsinnen der Minister
und politischen Persönlichkeiten, die Vorzimmer der hohen
Staatsbeamten, die Salons der Damen des Palastes, die
Büchereien der Monarchen, und die Munitur, —
vor allem die Munitur, denn der Munitur beschafft sich
eine ständige Nebeneinnahme, indem er den Kandidaten
für die Mitra und die hohen Kirchenposten eine Empfeh-
lung in Rom verkauft, — alle diese Stellen, sage ich, sind
für die Zusammenziehung des geistlichen Personals von grö-
ßerer Bedeutung als die Amtsstuben der bischöflichen Ka-
läste und des Kultusministeriums. Man weiß auch ungefähr
den Tarif. Eine Erbschaftsumsatz kostet 100,000 Peletas,
eine Bischofswürde 50,000—60,000 Peletas, ein Domherrn-
amt 10,000—25,000 Peletas. Für einen Kardinalshut sind
außerdem noch an den span. 10,000 gr. auszugeben.

Keo XIII. bedachte eines Tages den Bischof von Urgel,
Casasas, späteren Erzbischof von Barcelona, mit dem Kar-
dinalshut. Dem spanischen Staatsfiskus belastet solch ein
Geschenk nebenbei für die Lebenszeit des hochwürdigen
Herrn mit 5000 Peletas extra. Als der neue Kardinal das
Zeichen der Würde empfing, erhielt er auch gleichzeitig eine
Rechnung von der römischen Kurie über den Betrag von
60,000 Franken. In seinem Leben hatte er soviel nicht bei-
kommen. Er wandte sich an seinen Freund, den Bi-
schof von Vich, Morgades, der ein reicher Mann war, und
der sagte ihm:

— Dieser Freund, mit der Sabgier in Rom ist nicht zu
spassen die 60,000 Franken müssen ohne Aufsicht und Ent-
schuldigung hingelassen werden.

— Aber wenn ich sie doch nicht habe?

— Der Vatikan nimmt an, daß Sie sie aus dem Zell
Ihrer Schafe sichern werden.

— Unmöglich, ich habe bis jetzt mit vieler Mühe und
Not 9000 Franken eripiert.

— Gut, so werde ich Ihnen den Rest leihen, und sprechen
wir nicht mehr davon.

Wie kann in einer Gesellschaft Moral und Nächstenliebe
herrschen, wo die leitenden Stellen so, selbst mit der höchsten
Geistesfreiheit, umgeben! Während der dreißig Jahre Pri-
esterlaufbahn, die auf mir lasten, habe ich wohl mehr als
zehntausend Geistliche kennen gelernt. Nur von diesen
kann ich sagen, daß sie wirklich feuch, nüchtern, rechtschaffen
und den Geboten der Kirche gehoramt gelebt haben. Drei
von ihnen waren die eifrigsten Menschen, und nur der
vierte einigermaßen gebildet. Arme Nichtswisser! Der Brief
eines Klerikers macht für gewöhnlich aus Zill und Ortho-
graphie den Eindruck, als sei er von einer Scheuermagd
geschrieben. Die Fräulein und die Sejanten wissen nicht viel
mehr. Eher oft noch weniger. Der einzige Untertan, der
bei der größeren Heuchelei, mit der jeder religiöse Or-
den die wissenschaftlichen Leistungen seiner Mitglieder mit
überlauten Trompetenschlägen in die Welt pocht.

Der nichtsinnige Galgenstrick fand wie uns zum Hohn,
einen Ausweg zwischen Leben und Sterben: er schlief. Habe
ich nicht gesagt, daß die Polizei wachte?

Schon zweimal war die Wache an der dunklen Mauer
vorübergekommen, ohne den Verbrecher auf frischer Tat des
Schlafens zu ertappen. Wiederum erhielt der gleichmäßige
Tritt, die beiden Schenkeln kommen näher heran, ihre
Augen späher scharf umher; da stürzt plötzlich aus dem
dunklen Winkel ein abgelaugter, form- und farblos pudel
hervor, bellt, heult wie in höchster Not und zerrt die beiden
Polizisten bis zu dem Saufen Lumpen, unter dem das
kleine, lebende Wesen dem Vordringen des Todes seinen
letzten Widerstand leistet.

Der Pudel ist der Freund des Vagabunden. An das
Kind geschmiegt, hatte der Hund ihm von seiner Wärme ab-
gegeben, ihm das dürrige, erkrankte Gesicht geleckt und
schließlich die tödliche, immer höher steigende Kälte gespürt,
die nahe daran war, das Leben zu überwinden. Dies war
der Anlaß seines Winkels und seiner Freude, als er Hilfe
nahe sah. Schon hatten sich die beiden Männer des Kleinen
bemächtigt, schüttelten ihn, rieben ihn, erweckten ihn mit
gutgemeinten Schlägen und am Ende stellten sie ihn, zwar
noch schwanfend, wieder auf seine Beine.

„Was machst Du da, kleines Unglücksweibchen?“

Keine Antwort.

„Aber so antworte doch. Wie heißt Du?“

Durch die laute, braunmütige Stimme und den begleiten-
den Stoß erschreckt, bricht der kleine Seruntreiber in Trä-
nen aus. Der Pudel springt an ihm empor, reibt ihm das
Gesicht mit seiner Schnauze, und das Kind ist getröstet.

Das Verhör wird wieder aufgenommen.

„Wo ist Dein Vater?“

„Weiß nicht.“

„Wo ist Deine Mutter?“

„Fort.“

„Wohin ist sie gegangen?“

„Weiß nicht.“

„Wie heißt Du?“

„Paul.“

„Paul . . . und weiter . . .?“

„Paul.“

Unmöglich etwas anderes herauszubekommen.

„Paul, Du frierst, komm mit uns, um Dich zu wärmen.“

Paul will gern. Er faßt die ihm entgegengetrocknete
Hand und ruft ernthaft seinen Freund, den Pudel: „Paul.“

„Nanu,“ meint der Mann, „wer von euch beiden heißt
Paul? Du oder Dein Hund? Wie heißt Du?“

„Paul.“

„Und Dein Hund?“

„Paul.“

Ein merkwürdiger Fall, ein einziger Name für zwei Ge-
schöpfe. Eine Freundschaft inniger zu verdammen, wäre
nicht möglich. Kind und Hund gemeinsam sind: Paul; ge-
trennt sind sie nur die Gasse eines Namens. Die heiligh-
sten Freundschaften des Altertums bieten uns kein Bei-

Die goldene Regel.

Es kann nicht der Zweck eines kurzen Artikels sein, eine
erschöpfende Untersuchung des obersten Moralprinzips zu
bieten und auf die einzelnen Theorien näher einzugehen.
Nur ganz kurz sei die christliche und die vulgäre Auffassung
des ethischen Kardinalgesetzes berührt. Die christliche Reli-
gion verlangt: „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich
selbst.“ Die christliche Gottheit bezieht dem Menschen die
Nächstenliebe in demselben Grade, in welchem der Mensch
sich selbst liebt. Gehege erstrecken sich nun im Allgemeinen
auf den Umfang der menschlichen Handlungen, auf sein Tun
und Lassen, nicht aber auf seine Gedanken und Gefühle.
Man kann auch in der Tat seine Gefühle vordrängen. Aber
auch schon das Gebieten selbst ist bedenklich. Ist es der
menschlichen Art entsprechend, daß der Einzelne jeden
anderen liebt wie sich selbst, dann wird auch das ganze
Menschenleben sich demgemäß gestalten, die Sittlichkeit wird
von selbst auf dieser Grundlage ruhen und wenn ein Mensch
seinen Nächsten überhaupt nicht oder nicht in dem ange-
gebenen Grade liebt, so wird das eine Ausnahme sein. Eines
göttlichen Gelegetes bedürfte es aber in diesem Falle nicht.
Dasselbe wäre überflüssig. Nun besteht unter den Menschen
in Wirklichkeit eine sehr geringe gegenseitige Zuneigung,
wie die Kriege bekunden und das ganze soziale Leben zeigt.
Es fragt sich also, ob es überhaupt dem Wesen des Menschen
entspricht, daß jeder Einzelne seinen Nächsten wie sich selbst
lieben kann, ob das oberste christliche Sittengesetz nicht eine
Unmöglichkeit fordert. Lieben ist ein recht unbestimmter
Begriff und ungefähr gleichbedeutend mit Begehren oder
individueller Zuneigung. Von Selbstlosigkeit steckt in der
Liebe nicht viel, es sei denn, daß man eine Art von Ver-
nunftliebe annimmt, welche aber keine Bedeutung hat, weil
sie eben eine bloße Annahme ist. Noch bedenklicher aber ist
die Grabbestimmung: die Nächstenliebe soll so groß sein wie
die Eigenliebe. In Wirklichkeit ist aber die Liebe zum Näch-
sten um so geringer, je größer die Eigenliebe ist, und keine
Macht der Welt wird einen habgierigen, geldgierigen Men-
schen in's Gegenteil umkehren. Die „Eigenliebe“ ist aber
oft so bedenklicher Art, daß sie direkt schädlich wirkt. Die
Selbstliebe kann sich in einer Neigung zum Laster äußern
und selbst das Leben des Einzelnen gefährden. Soll er nun
seinen Nächsten in so bedenklicher Weise lieben wie sich
selbst? Das wohl kaum. Der christliche Satz von der
Nächstenliebe gilt also nur mit einer bedeutenden Einschrän-
kung und hat tatsächlich keine praktische Bedeutung. Auch
der Umstand, daß ein Gott das Gebot erläßt, ein Gott, wel-
cher die Befolgung des Gebotes belohnt, die Verletzung des-
selben bestraft, hat keine Wirkung geübt. Denn der gött-
liche Lohn wie die göttliche Strafe setzen zu ihrer Voll-
endung ein Jenseits voraus und es ist nicht Jedermanns
Sache, sich viel mit diesem Jenseits abzugeben. Das Jen-
seits und seine ethische Bedeutung für die Menschheit läßt
von der betreffenden Gottheit in einwandfreier Weise glaub-
haft gemacht werden sollen, während es in Wirklichkeit nicht
einmal in das Reich der Möglichkeiten zu ziehen ist. Aber
abgesehen von dieser christlichen Norm ist auch die vulgäre
Auffassung des ethischen Grundgesetzes wenig geeignet, das
sittliche Bewusstsein zu heben, den Menschen zu veredeln.
„Tue jedem anderen, was Du willst, daß er Dir tun soll“
lautet die geläufigste Formel. Nun gibt es sehr bedürfnis-
lose Menschen, welche von ihrem Mitmenschen nicht viel
mehr wollen, als daß er sie in Ruhe läßt. Solche Menschen
würden nach obiger Regel kaum große Verpflichtungen
haben, während sehr anspruchsvolle Naturen ein Maß von
Verpflichtungen begehren, welchen sie kaum jemals würden
entsprechen können. Auch wird das, was man von anderen
erwünscht, nicht ausnahmslos gut und sittlich sein. Die

spiel einer so vollkommenen Vereinigung. Ein kleiner Bett-
ler und ein Hund mußten, den Droskuren gleich, eine den
Göttern selbst unbekannte Vollkommenheit erreichen.

Uebrigens ist der Hund, der jetzt um den zweiten Paul
herumspinnst, ein fonderbares Geschöpf. Naß, rändig, rot-
gelb, schmutzig und stinkend, heftet er große, braune,
von grenzenloser Färdigkeit überleuchtete Augen auf seine
menschliche Gasse, und dieser andere kleine Schmutzflak legt
in ein schönes Lächeln alle Liebe, die ihn für seinen Freund
erfüllt. Verschwiegenen jeder Seelen sich jemals inniger?

Mit den Hunden verhält es sich wie mit den Kindern;
sie haben ihr Schicksal. Die einen kommen in japanischen,
seibengepolsterten Körbchen zur Welt, um mit Vätern ge-
schmückt, zierlich herausgehoben und mit Biskuits gestütet
zu werden. Andere, Jagd-, Hof- oder Haushunde nehmen
ihren Anteil an unseren Beschäftigungen, unseren Mühen
und unseren Vergnügungen. Außerdem gibt es welche die,
einer Zufallsbegegnung ihr Dasein verbandend, auf der
Straße zur Welt kommen und ziellos herumstreifen, bis sie
in die Schlinge des Hundefängers geraten.

Männer, Frauen, Kinder oder Hunde, alles, was voga-
bundiert, muß gefänglich eingezogen werden. Man muß
Eigentümer oder Mieter sein, so will es das Gesetz. Aus
Ernennung läßt der Mensch sich festnehmen. Der Hund, der
flüger ist, hat sein Vergnügen daran, die Fallstricke zu wü-
tern. Nur weil unser Pudel Hilfe für seinen Freund
braucht, läßt er die Polizei an sich heran kommen.

Wie diese zwei Wesen sich begegnen, sich kennen und lie-
ben gelernt, wird man nie erfahren. Leidenschaftlichen ziehen
sich an, helfen einander, erleichtern sich gegenseitig ihr Los;
das Gesicht der beiden war ohne Zweifel das gleiche.

Ob gemeinsam oder getrennt, ihr Leben trug den Sten-
pel derselben Leiden bis zu dem Tage, an dem sie ihrer
beider Glend zu dem Glück einer Freundschaft vereinigten.

Nur eines steht unerrückbar fest, sie lieben sich und
wollen sich nicht trennen. In dem Bewusstsein, den kleinen
Mann gerettet zu haben, springt jetzt der Hund mit freudig-
em Gebell umher. Da er die beiden Blauen färdlich gegen
seinen Bruder sieht, liebt der Pudel sie und faßt ein schönes
Zutrauen zu der bis her verabschiedeten Uniform. Sittet
auch vor voreiligen Urteilen, brave Geschöpfe, die von Men-
schen- und Hunderechten frei Gebrauch zu machen dachtet,
indem ihr zwei auch zu nur einem verbandet.

Nun zur Wache. Der Mann erscheint behaglich, insofern
eines Fens, der eine mohlthuende Wärme ausstrahlt. Kind
und Hund saßen Zutrauen. Nachdem der Polizeiwach-
meister den Bericht seiner Leute entgegengenommen hat,
muß er den zweibeinigen Seruntreiber ausfragen, da die
Mythrien artikulierter Laute dem Vierfüßler unbekannt
sind. Die gleichen Frage wie zuvor, die gleichen Antworten.
Nicht mehr und nicht weniger. Sie beide zusammen sind
ein Paul, das ist alles. Der Wachmeister kratzt sich hinter
dem Ohr, dieser Fall ist von der Polizeibehörde nicht vor-
gelegen. Es gibt nur den Ausweg, das Kind zu behalten
und den Hund forszugehen. Sineas mit dem elckhaften